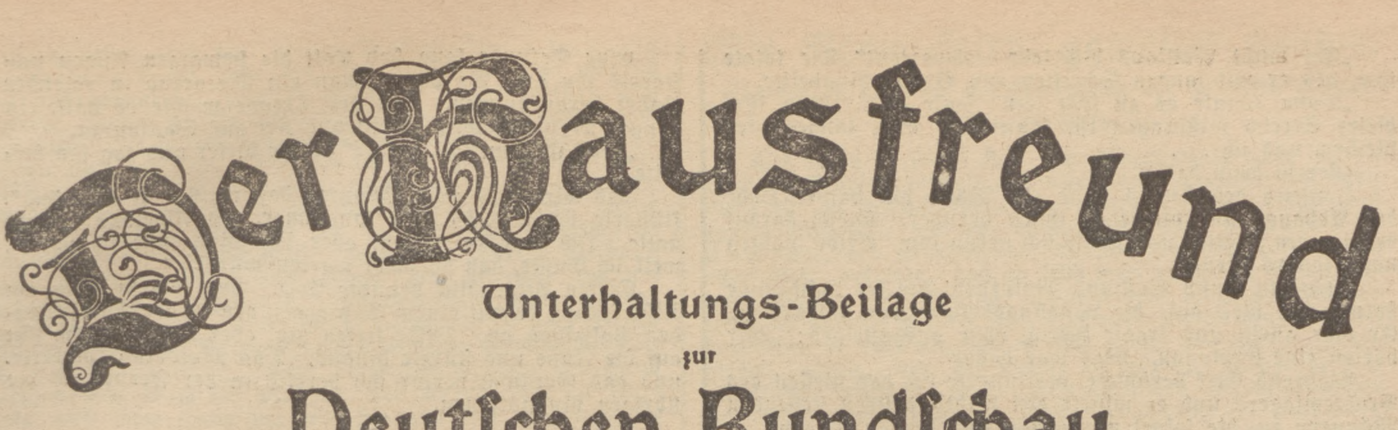


Nr. 117. Bromberg, den 25. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Mit Wut im Herzen begriff Erik, daß er nicht imstande sein würde, ihn einzuholen, aber wenigstens würde er nicht lange nach ihm ankommen. Er sah das Motorboot kleiner und immer kleiner werden. Ein Blick auf die Uhr. Was? Schon nach zehn? Dann mußte Wallion bald kommen!

Was mochte Colt im Wrack gefunden haben? Ach, er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Jetzt galt es nur, das Motorboot im Auge zu behalten. Der Abstand nahm ja gar nicht zu! War es denkbar, daß das Segelbot ebenso schnell ging?

Colt sah sich um. Es schien, als ob das Motorboot nicht gut arbeitete, aber Erik vermochte es nicht einzuholen. Im Gegenteil, er blieb immer weiter zurück. Colt winkte hohnvoll.

Unendliche Minuten vergingen. Erik umklammerte die Ruderpinne krampfhaft. Es war, als ob er sein Boot durch seinen Willen antreiben wollte. Der Schaum spritzte ihm ins Gesicht, und die wandernden Wogen erschienen ihm so still.

Die beiden Boote rasten schnurgerade dahin. Jägarö wuchs empor. Es sah aus, als ob Colt durchs Granittor fahren wollte. Schön!

Ich folge ihm, dachte Erik. Bei stetigem Ostwind war das kein Wagnis. Wie eine Kugel würde das Boot hindurchsausen. Das Manöver hatte er schon als zwölfjähriger Junge gemacht.

Nun hatte Colt das Tor erreicht. Das Motorboot machte eine kleine Wendung und schoß dicht an der Nordwand hinein. Gleich darauf war es hinter Portholm verschwunden.

Erik richtete sich auf und gewahrte weit drinnen im Sund den Taucherprahm. Mitten durchs Tor mußte er steuern. Die Felswände näherten sich schon.

Da flog ihm ein eisiger Schauer über den Rücken.

Gerade vor dem Bootssteven schwamm im Wasser eine graue Metallkugel — ein großes Ding mit kurzer, hornförmiger Röhre. Blitzschnell begriff er, daß es die Mine sein mußte, von der ihm der Pächter erzählt hatte, und daß die nächste Minute Vernichtung bedeutete, wenn er nicht . . . mit der Pinne hart auf Backbord durchschnitt das Boot das Wasser, die Wellen schlugen hinein . . . schnurgerade gegen die Felswand ging die Fahrt. Erik hätte die Mine berühren können, so nahe sauste er an ihr vorüber.

Das Boot schwenkte gegen die Granitwand ein, prallte gewaltsam gegen sie an und zerschellte.

Die Mine platzt.

I.

Der Stoß schleuderte Erik über Bord, und er versank im Wasser. Das Segel des gekenterten Boots hinderte ihn am Auftauchen. Er glitt darunter durch und erreichte halb erstickt das eingedrückte Boot, das sofort unterging. Die Mine war kaum sechs Meter von ihm entfernt. Er versuchte, auf die Klippe hinaufzuklettern, fand aber keinen Anhalt. Von hier unten aus schien die Granitwand schier in den Himmel hinauf zu ragen. Er streifte die Schuhe mit den Füßen ab und schwamm in den Engpaß hinein, wobei ihm der Strom merklich vorwärts half. Nirgends ertönte ein Ruf.

Er wankte durchs Grundwasser, gewahrte schließlich die Kajüte und brach auf dem Sand zusammen. Halb unbewußt schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er hier auf dieselbe Weise wie Vriesman, durchs Granittor schwimmend, an Land gekommen war.

Irgend jemand kam in langen Sätzen an den Strand gerannt.

„Was um Himmels willen ist denn geschehen?“ schrie er. Erik sprang auf, lief ans Wasser hinab und versuchte, ins Granittor hineinzusehen, von dem man aber von dort aus nur einen Teil gewahren konnte.

„Die Mine!“ stammelte er verwirrt. „Sie treibt . . .“ Weiter kam er nicht.

Vor der Nordseite des Granittors stand plötzlich eine ungeheure Säule aus grauschwarzem Wasser. Sie wuchs — breitete sich rauchgekrönt aus. Die donnernde Explosion ward vom Echo vervielfacht, und der Stoß pflanzte sich durch den Erdboden bis zu den zwei Männern neben der Kajüte fort. Die unheimliche Säule versank, aber nun schien der Felsabhang ins Wanken zu geraten. Eine ganze Schicht löste sich und stürzte herab. Ein wahrer Strom von Gestein und Erdreich folgte ihm nach, immer mehr Trümmer wurden aus der Felswand herausgerissen. Tausende von Tonnen gingen in die Tiefe, während das Wasser nach allen Seiten emporspritzte. Eine schäumende Schlagwelle drang fächerförmig in den Sund und fast bis zum Taucherprahm vor, und andere, kleinere folgten nach. Die ganze Wasserfläche wurde weiß wie Seifenschaum.

Endlich herrschte wieder Stille im Granittor, aber dort, wo die Mine explodiert war, schien es heller geworden zu sein. Die Felsenwände waren buchstäblich abgeschält.

„Welch' ein Krach!“ murmelte Seburg. „Was ist denn eigentlich geschehen? Erst sah ich Colt in wilder Fahrt heranjagen, und dann kamst du . . .“

Erik blickte nach Hamra hinüber. Das Motorboot lag neben dem Badehaus am Strand. Kein Mensch war zu sehen.

„Ich werde dir nachher alles erklären!“ sagte er und raunte so schnell zum Hof hinauf, wie er seit Jahren nicht gelaufen war. Auf halbem Wege begegnete er Märta.

„Im Granittor ist eine Mine explodiert“, keuchte er. „Keine Gefahr . . . Ist Wallion schon hier?“

Sie verneinte, und er lief weiter. Wenn Colt sich in erreichbarer Nähe befunden hätte, so würde er sich wortlos über ihn hergemacht haben. Worte waren unnötig. Colt hatte ihm eine verabscheuungswürdige Falle gestellt, und um ein Haar wäre der Streich ihm geglückt. Nein! Es war nicht Zufall, daß die Mine im Granittor lag. Colt hatte sie vermutlich vor einigen Tagen gefunden. Aber wie konnte er wissen, daß Erik eine Segelfahrt unternehmen würde? Vergeblich zerbrach Erik sich darüber den Kopf, indem er sich hastig umzog. Aber eins stand fest. Mochte der Problemjäger kommen oder nicht, auf jeden Fall wollte er nach Hamra hinüber und Colt eine Erklärung abverlangen!

Er war jetzt schon etwas ruhiger, als er hinauskam und Märta erzählte, was sich begeben hatte. Sie wurde leichenblaß.

„Er wollte dich umbringen?“ flüsterte sie.

„Davon bin ich überzeugt. Er will mich aus dem Wege räumen. Daß er das Wrack schon gefunden hat, ist nicht möglich. Das Ganze war eine Lüge, die mich ins Verderben locken sollte.“

„Du mußt Wallions Rückkehr abwarten!" Sie folgte ihm, als er mit langen Schritten zur Brücke hinabeilte.

„Dann könnte es zu spät sein" sagte er. „Nun ihm dieser Streich mißlungen ist, kann Colt nicht länger hier bleiben, und ich . . .

Wer ist denn das?"

Jenseits des Sunds stand ein Mann auf halber Höhe des Abhangs und blickte zu ihnen herüber. Gleich darauf erschien ein zweiter und stellte sich neben ihn. Beide spähten nach Jägarö herüber.

Und jetzt sauste Wallions Motorboot um die Landzunge herum und hielt auf die Landungsbrücke von Jägarö zu. Er war allein und fragte hastig, ohne auszusteigen: „Wir hörten eine Explosion. Was war das?"

Während Erik berichtete, verfinsterte sich das Gesicht des Problemjägers und er winkte den beiden drüben stehenden Männern zu, die sofort umdrehten und bergan stiegen.

„Keine Zeit zu Erwägungen, Erik. Steig' rasch ein! Wir werden uns Colt gleich vornehmen . . . Die beiden da drüben sind Geheimpolizisten. Sie können auf diese Weise leichter an Hamra heran. Ich habe sie hinter der Landspitze an Land gesetzt. Wir kommen bald wieder, Fräulein Hegelius . . . alle beide!" rief er Märta zu, indem er das Boot in Gang setzte.

„Sind es Polizisten aus Stockholm?" fragte Erik, als die zwei Männer zwischen den Bäumen verschwanden.

„Ja, und Kommissar Aspeland kommt mit Jourdain auf der Landseite direkt von Stockholm im Auto herüber. Um acht habe ich mit Jourdain gesprochen. Dann mußte ich zwei Stunden auf jene beiden warten, und das ging rascher als ich erwartete: sie kamen mit einem unserer neuesten Zollboote nach Furusund herüber. Wir werden hier an der Seeseite auftreten, und gleichzeitig kommen Jourdain und Aspeland aus der andern Richtung, so daß Colt uns nicht entwischen kann."

Er sah nach der Uhr. „Wenn Aspeland nicht zu optimistisch in bezug auf das Auto ist, so ist es Zeit."

Sie schoben das Boot auf den Strand hinauf und gingen rasch auf das Haus zu. Erst war nichts zu sehen, dann aber gewahrten sie den Mulatten, der von den Detektiven verfolgt ins Haus hineinlief. Wallion beschleunigte seine Schritte.

„An der andern Seite hat das Haus auch einen Eingang", sagte er. „Es wird besser sein, wenn einer von Ihnen dahin geht."

Der eine Polizist rannte ums Haus herum. Wallion, Erik und der andere Beamte gingen die Treppe hinauf. In der Tür begegneten sie Colt, der mit einem Regenmantel überm Arm im Begriff war, hinauszustürzen. Er schlug die Tür wieder zu, aber der Beamte griff rasch zu und riß sie an sich, gerade als Colt sie zuzuschließen versuchte. Er lief in den Salon hinein, aber sie waren dicht hinter ihm, und in der gegenüber befindlichen Tür begegnete ihm der andere Detektiv. Da blieb er stehen, zuckte die Achseln und lachte.

„Ist dies ein Gesellschaftsspiel, meine Herren, oder was veranlaßt diese Invasion?"

„Sind Sie der Ingenieur Maximlian Colt?" fragte der neben ihm stehende Detektiv.

„Jawohl, der bin ich. Wenn ich Ihnen einen Dienst oder eine Freude erweisen kann, so sagen Sie's mir. Aber rasch! Ich hab' es eilig."

„Sie sind verhaftet, Herr Colt."

„Ach! Wirklich! Hoffentlich sind Sie im Besitz von Aufklärungen über die Sache! Weswegen bin ich verhaftet?"

„Ihnen werden sogleich reichhaltige Aufklärungen zur Verfügung stehen", sagte Wallion. „Diese Herren gehören der Kriminalpolizei an. Ich schlage vor, daß wir eine gewisse Person erwarten, die Sie kennt, Herr Colt. Das wird uns unnötige Wiederholungen ersparen."

Colt warf seinen Mantel beiseite und setzte sich am Tisch nieder. Gleichzeitig ertönte vom Fenster her eine schleppende Stimme.

„Ist Dr. Mauritz vielleicht auch Polizist?" bemerkte Drakenborch, der behaglich im Sessel lehnte. „Vielleicht ist er mal wieder über Dinge unterrichtet, von denen wir nichts wissen und läßt uns schließlich alle verhaften . . . Womöglich sogar seinen Freund, Erik Reynold?"

Erik trat vor. „Was meinen Sie damit, Herr Drakenborch? Heraus mit der Sprache!"

Der Kubaner bewegte schläfrig eine Hand.

„Das Denken ist doch wohl erlaubt? Ich sage nicht mehr, als ich weiß . . ."

Wallion warf Erik einen warnenden Blick zu. Dolores saß hinter ihrem Vater in der Fensternische.

„Man weiß nicht immer, was man weiß, Herr Drakenborch", sagte der Journalist. „Was mich betrifft, so will ich gern mit gutem Beispiel vorangehen. Ich bin weder Arzt noch Polizist, und mein Name ist Maurice Wallion."

Eine Sekunde lang hob Colt die schwarzen Augen und starrte ihn an. Da hörte man ein Motorrad in rasender Fahrt herankommen. Vor der Treppe machte es halt, ein junger Mann stürmte herein und lief auf Wallion zu.

„Was ist denn los, Lang?" fragte dieser und zog ihn beiseite.

„Es wird noch zehn Minuten dauern, bis sie hier sind", flüsterte Lang. „Es ging langsamer, als Aspeland gedacht hatte. Ich war bei ihnen, aber schließlich fuhr ich voran, weil ich wußte, daß du schon warten würdest."

Diesen Augenblick benutzte Colt. Von seinem Platz am Tisch sprang er mit einem Satz gegen den in der Tür stehenden Polizisten an. Beide fielen hin, aber Colt kam im Nu auf die Füße und stürzte hinaus. Das Motorrad knatterte, und das Geräusch verlor sich bereits in der Ferne, als die übrigen hinauskamen.

II.

„Er hat mein Motorrad genommen!" rief Lang, außer sich vor Zorn. Wallion spähte den Weg empor und eilte auf die Garage zu.

Plötzlich stand ihm der Mulatte mit unverkennbar feindlicher Miene gegenüber. Er wollte Colt offenbar um jeden Preis einen Vorsprung verschaffen und versperrte den Eingang zur Garage in Boxerstellung. Aber es kam nicht zum Kampf. Niemand — nicht einmal Napoleon — gewahrte die Bewegung des Journalisten, bevor dessen Faust den Mulatten mit einem dumpfen Knall unters Kinn traf. Es sah aus, als ob dieser eine Sekunde lang an Wallions Faust hinge. Dann brach er zusammen, und der Journalist trat über ihn hinweg.

Hinter der halb offenen Tür stand Colts Auto bereit und bewies, daß dieser im Begriff gewesen war, Hamra zu verlassen. Als Erik lebendig an Land kam, hatte er das Spiel verlorengegeben, konnte aber nicht ahnen, daß die Polizei ihm auf den Fersen war.

„Siehst du wohl? Neue Reifen", sagte Wallion leise zu Erik. „Auf die Weise hoffte er, seinen Besuch in der Haberschen Villa ableugnen zu können. Kein Wunder, daß er versuchte, dich aus dem Wege zu räumen." Er saß bereits am Rad und Erik neben ihm. Lang stieß beide Garagentüren auf und sprang ins Auto hinein, indem es hinausglitt. Einer der Polizisten schwang sich auf den Kotflügel hinauf, während der andere in Hamra zurückblieb. Das Auto raste mit ungesetzlicher Geschwindigkeit von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin — Newyork 26 Minuten.

Wie das Stratosphärenflugzeug aussehen wird. Ein Zukunftsbild.

Von A. M. Gordon.

Der Beginn des Stratosphärenfluges war für die Pressevertreter auf drei Uhr festgesetzt. Bei unserer Ankunft auf dem Tempelhofer Feld empfing uns der Chef der Luftreise-Union, und die Einzelheiten des Raketenfluges wurden uns erklärt. Die Maschine schien den gewöhnlichen Verkehrsflugzeugen zu gleichen. Sie hatte zwei Propeller, die bei Beginn der Fahrt den Apparat auf eine bestimmte Höhe bringen, ehe die Alkohol-Oxygen-Raketen in Tätigkeit treten.

Gemäß den theoretischen Ausführungen wurden uns die wichtigsten Maschinenteile und Vorkehrungen, sowie die Methoden zur Reinigung der künstlichen Luft und Heizung erklärt. Alle diese Apparate glichen den entsprechenden maschinellen Teilen eines Unterseebootes. Die Kabinenfenster schließen luftdicht ab, die Wände der Maschine bestehen aus Bleiglas von dunkelgrauer Farbe. Die Fensterscheiben lassen so wenig Licht durch, daß selbst bei Sonnenlicht das Innere künstlich beleuchtet werden muß. Die Kabinensitze befinden sich im rechten Winkel zur Flugbahn. Die Sitze sind anatomisch geformt und gleichen gepolsterten Diwanen, über die ein Netz gespannt werden kann. Bei der schnellen positiven und negativen Beschleunigung des Flugzeuges ist es von besonderer Wichtigkeit, jeden Ballast absolut unbeweglich fest zu machen.

Es war 20 Minuten vor 13 Uhr, als die Besichtigung zu Ende ging, und nachdem wir unser Gepäck verstaut hatten, begaben wir uns auf unsere Plätze, zogen das Netz wie ein Moskitonetz über uns und hakten es an den Seiten fest. Eine halbe Minute vor der Abfahrt ertönte eine Glocke. Nach zehn Sekunden erklang wiederum ein Glockenzeichen, und dann wartete ich klopfenden Herzens auf die Abfahrt. Punkt 13 Uhr kam durch einen Lautsprecher die Ankündigung: : „Wir sind unterwegs." Sofort hörten wir das Surren der Propeller, die durch eine Preßluftturbine getrieben wurden. Wir waren vielleicht drei Minuten unter-

wegs gewesen, als ein dritter Glockenschlag ertönte; ein fürchterlicher Lärm setzte ein, und ich fühlte mich plötzlich mit unbezwinglicher Gewalt rückwärts gegen meinen Sitz gepreßt. Zuerst wirkte dieser ungeheure Druck unangenehm auf mich. Ich spürte das Pulsieren meines Blutes in den Ohren, und mir war, als würde ich von einem Riesen überwältigt. Der Druck, der mich gegen den Sitz preßte, erschwerte mir das Atmen, Schweißtropfen rannen meine Stirn herunter, und das in meiner Tasche befindliche Schlüsselbund preßte sich heftig gegen mich. Meine Kleidung schien plötzlich zu eng, mein Hemd war offenbar eng um meinen Körper geschlungen. Ich versuchte meine Glieder zu heben. Nur mit größter Mühe vermochte ich nach meiner Uhr zu gelangen. Ungewohnt des schweren Gewichtes, hatte ich sie nicht fest genug gepackt, sie wurde mir aus der Hand gerissen, flog durch die Maschen des Netzes, riß die Uhrkette aus dem Knopfloch mit sich und flog mit dumpfem Laut gegen die Wand. Entmutigt nahm ich von weiteren Bewegungsversuchen Abstand und überließ mich meinem Schicksal. Ich machte die größten Anstrengungen, meine Lage von einem mehr philosophischen Standpunkt aus zu betrachten, als ich plötzlich von dem Lärm der Raketen fast betäubt wurde. War ich bisher gegen das elastische Netz meines Diwans gepreßt worden, so flog ich jetzt wie ein Tennisball gegen die andere Seite meines Ruheplatzes. Als ich wieder zur Besinnung kam, merkte ich, daß ich mich mit aller Kraft am Netz festhielt. Der Apparat schien ständig zu fallen, und ich erwartete mit Angst, in der nächsten Sekunde mit unserem Apparat in die Wogen des Ozeans zu stürzen.

Dann hörte man durch den Lautsprecher die Stimme des Kapitäns: „Zwanzig Minuten Periode ohne Gewicht. Die Passagiere dürfen jetzt die Netze abnehmen und sich bewegen. Man lasse die Handgriffe nicht fahren, damit man nirgends anschlägt oder verletzt wird."

Die Gewichtslosigkeit, die ich noch nicht kannte, war ein eigenartiges Gefühl. Es war, als wäre ich lange Zeit unter Wasser geschwommen. Ich wußte nicht, was oben oder unten war. Mir wurde schwindlig, und die ganze Kabine schien sich um mich zu drehen, als wäre ich betrunken und bedürfte einer helfenden Hand, um aufzustehen. Ich hakte mein Netz schnell ab, um auf dem Fußboden zu schreiten — und entdeckte, daß ich durch den Raum flog wie ein Geist. Es gleicht dem, was die Spiritisten sich unter dem Erwachen nach dem Tode vorstellen. Dann sah ich den Kapitän wie einen geschickten Taucher in der Kabine um mich herum schwimmen. Er kam direkt auf meinen Diwan zu und half mir, einen der Handgriffe zu packen.

Während der Pilot sich damit befaßte, die einzelnen Teile meiner Uhr zu fassen, die im Raum schwebten, schwamm ich ans Kabinenfenster. Ich war wieder vollkommen klar und lachte über meine augenblickliche Lage. Von der Erdseite her drang das Licht nur als ganz schwacher Schimmer durch die Fenster. Dann schaute ich mir die Sonne an, die wie ein weißglühender Ball am dunklen Himmel hing. In der Nähe der Sonne konnte ich den Schimemr unzähliger Sterne sehen, nicht weit davon die Sichel des verschwindenden Mondes.

Wir befanden uns etwa 50 Kilometer über der Erdoberfläche, und die Uhr wies auf 13 Uhr 12 Minuten. Die Außentemperatur betrug 54 Grad Kälte und der atmosphärische Druck nur einen Millimeter. Obwohl man die elektrische Heizung abgestellt hatte, war das Innere der Kabine sehr warm, denn das schwarz gehaltene, der Sonne zugekehrte Verdeck des Flugzeuges fing die heißen Sonnenstrahlen auf und leitete die Wärme weiter, die in diesen Regionen intensiver als gewöhnlich ist. Von der Erdoberfläche war wenig zu sehen, der Erdstaub glühte wie Bergnebel, von der Sonne durchleuchtet.

Wir sausten mit der vierfachen Geschwindigkeit einer Kanonenkugel durch den Raum. Die Fahrtdauer von Berlin nach Newyork einschließlich der verlangsamten Geschwindigkeit bei der Abfahrt und Landung beträgt 26 Minuten.

Es war 13 Uhr 24 Minuten, als wir durch den Lautsprecher aufgefordert wurden, die Netze wieder fest zu schnallen und uns an den Handgriffen zu halten.

Da unsere Bremsung sich auf 35 Meter pro Sekunde stellte, einschließlich der Verlangsamung der Geschwindigkeit, als die Oberfläche erreicht war, betrug der Bremsdruck das „Vierfache der Schwerkraft", ein Ausdruck, der sich natürlich nur auf die Flugrichtung verwenden läßt. Allmählich wurden die Bremsraketen ausgeschaltet, und der Flug verlor seine gewöhnliche Geschwindigkeit, das Licht, das durch die Fenster fiel, war trübe und dunkel, und nach kurzer Zeit landeten wir in Lakehurst. Es war kalt und 7 Uhr 30 Minuten früh nach amerikanischer Zeitrechnung. Man hatte sich einige Sorgen um uns gemacht, weil unsere Fahrt nach unten durch ein Sturmgebiet führte, und es war bereits vorgekommen, daß ein Raketenflugzeug zwischen zwei, mit Elektrizität geladene Wolkenschichten geriet, als Leiter diente und mitsamt den Passagieren verbrannte.

Wie Revue-Girls gemästet werden

Charles B. Cochran, der Bekämpfer der schlanken Linie.

Von R. Bulwer.

Wir leben in einer Zeit der Umwertung aller Werte. Auch die Alleinherrschaft der alleinseligmachenden schlanken Linie ist in starkes Wanken gekommen. Es erregte das größte Aufsehen, als vor einiger Zeit Mr. Charles B. Cochran, der berühmteste englische Revue-Direktor, vor aller Welt erklärte, daß ab 1929 man in seinen neuen Revuen endlich einmal junge Damen von molligen Formen wird bewundern können. Mr. Cochrans Briefeinlauf schwoll daraufhin so stark an, daß er eine neue Sekretärin engagieren mußte, um die Briefe zu sichten. Tausende von Männern drückten dem umstürzlerischen Revue-Direktor ihre Genugtuung über die Wiederherstellung der weiblichen Linie aus. Mr. Cochran nahm sich der Sache durchaus ernstlich an. In der Presse, in Gesellschaften, in Theaterklubs — überall trieb Mr. Cochran energische Propaganda für seine Idee. Der Mann sucht instinktmäßig, führte Mr. Cochran aus, eine gesunde Frau mit weiblichen Linien, die geeignet ist, Gattin und Mutter zu sein. Wer weiß, ob die vielen Scheidungen der letzten Zeit nicht in der Vermännlichung der Frau ihren geheimen Grund haben. Die unnatürliche überschlanke Linie ist ja schließlich nichts anderes als eine unangenehme Folge der Entbehrungsjahre des Weltkrieges, die ihre Spuren auch in der Literatur und in der Kunst hinterlassen haben. Es ist für eine Frau genau so unnatürlich, eine Knabenfigur zu erstreben, wie es für einen Mann nicht paßt, weibisch auszusehen. Der Meinung des Revue-Direktors schloßen sich einige erste Londoner Damenschneider an, und zwar nicht nur vom ästhetischen Standpunkte, sondern auch aus reinem Geschäftssinn. Kleider und Kostüme für Frauen mit Knabenfiguren können massenhaft mittels Maschinen fabriziert werden. Es ist etwas ganz anderes, ein Kleid für eine Frau mit weiblicher Linie zu schaffen. Dazu gehört schon Phantasie und Geschmack, die sich dann wieder in gutes Geld umsetzen. Selbstverständlich kämpft Mr. Cochran nicht für das Wiederaufblühen von dicken Frauen. Er setzt sich nur für eine natürliche Figur ein, bei deren Anblick das Publikum sofort begreift, daß es eine junge Dame und nicht einen jungen Mann vor Augen hat.

Als sich die Kunde von Mr. Cochrans Reform unter den Anwärterinnen für die Revuekunst verbreitete, ließen die jungen Mädchen, die von der Natur mit einer außerordentlichen Schlankheit bedacht waren, ihre Köpfchen hängen. Um so größer war die Freude der armen jungen Damen, die sich durch eine heroisch durchgeführte Hungerdiät auf das noch vor kurzem verlangte Gewichtsmaß reduziert hatten, denn sie brauchten jetzt nicht mehr zu hungern. Als vor Weihnachten Scharen von Revuegirls sich Mr. Cochran präsentierten, schickte Mr. Cochran die „menschlichen Telegraphenstangen" nach Hause. Die anderen, die etwas rundlicher aussahen, engagierte er unter der Bedingung, daß sie vier Mahlzeiten pro Tag einnehmen würden. Nun begannen die Proben für die Revue und der Direktor konnte sich bald überzeugen, daß die jungen Damen durch die anstrengenden Proben in einiger Zeit einige Pfund ihres Gewichts verloren hatten. Außerdem schienen sie immer noch an ihre Hungerkur gewöhnt zu sein und was sie für starke Kost ansahen, war in Wirklichkeit gar nichts. Dazu kam noch die Bewegung auf der Bühne, und das von Mr. Cochran verfemte Ideal der menschlichen Telegraphenstange schien wieder hergestellt zu sein. Hier waren also radikale Mittel unbedingt notwendig. Mr. Cochran stellte durch diplomatische Recherchen fest, daß das sogenannte Lunchgeld von den Revuegirls in Wirklichkeit für andere Zwecke ausgegeben wurde — junge Damen brauchen ja immer Geld. Mr. Cochran war aber weder brot- noch ratlos.

Eines schönen Tages erschien zur Lunchzeit im Theater eine ganze Armee von Kellnern, die während der Probepause auf der Bühne Tische deckten, um lukullische Speisen aufzutragen. „Sicher ein neuer Trick unseres Direktors", sagten sich die hübschen jungen Damen. In Wirklichkeit war aber der Tisch für die Revuegirls gedeckt. „Ihr müßt zu mir in die Mästungsschule kommen", erklärte Mr. Cochran, „da ich euer Essen außer dem Hause nicht kontrollieren kann, werdet ihr hier unter meiner Aufsicht gemästet!" Die jungen Damen waren anfangs ratlos. Das Wort von der „Direktor-Tyrannei" tauchte auf. Gibt es denn ein Gesetz, das eine freie Engländerin verpflichten kann, soviel zu essen? Auch das Revue-Girl hat in England ein politisches Selbstbewußtsein! Darauf erwiderte der Theaterdirektor, daß das Gesetz allerdings verbiete, Revue-Girls hungern zu lassen, aber wie kann ein Gesetz verbieten, Angestellten eine gute Kost zu bieten? Dieses Argument verfehlte seine Wirkung nicht. Die Damen setzten sich an den Tisch und ließen sich

die herrliche Mahlzeit vortrefflich munden. Einige junge Mädchen, die von früher her noch an das Hungerregime gewöhnt waren, wagten die schüchterne Bemerkung, daß ein Revuedirektor keine Ahnung von der notwendigen Kalorienzahl hat, die für die Gesundheit notwendig ist. Der Regisseur, der am Tische zu sitzen und das Essen zu kontrollieren hatte, fand sich auch in diese Situation. Er zog aus der Rocktasche eine Diättabelle, die von einer berühmten englischen Autorität auf dem Gebiet der menschlichen Ernährung zusammengestellt worden ist. Für jeden Tag in der Woche wurde ein besonders opulentes Menu zusammengestellt, das kräftige Suppen, Eier, Brot und vor allem Butter, Honig, Käse, viel Milch, aber auch Kartoffeln, Tomaten, Gurken, Äpfel und Apfelsinen in reicher Abwechslung enthielt. Die Girls konnten ruhig essen, ohne Angst zu haben, richtig fett zu werden. Es galt sich sattzuessen und sich das Hungern abzugewöhnen. Jeden Tag wurde das Gewicht kontrolliert. In kurzer Zeit nahmen die Revuegirls 5 bis 8 Pfund zu. Die überschlanke Linie ist also überwunden. Der große Erfolg der Cochran-Revue ist der beste Beweis dafür, daß der erfahrene Theaterdirektor den Publikumsgeschmack richtig erraten hat.

X und O.

Ein Duell von Hans Reimann.

In einem Wirtshaus an der Lahn fügt es sich, daß zwei Herren, hinter je einem Seidel Bier sitzend, in ein Gespräch geraten. Nach einstündigem Meinungsaustausch stellen sie sich höflich einander vor, begleichen ihre Zechen und brechen auf und davon. Ach, und da tritt es zu Tage, daß der eine o-beinig und der andere x-beinig ist.

Der O-Beinige bricht in ein knallendes Gelächter aus: „Dunnerkiel, haben Sie aber ein Paar X-Beine!"

Der X-Beinige erwidert, indem er den ersten mit prüfendem Blicke mißt: „Ihre O-Beine sind auch nicht gerade zu verachten."

„Was?" schreit das O. „Was habe ich? O-Beine habe ich? Das ist gut, das ist mir neu, das muß ich meiner Frau erzählen."

„Die wird es wohl schon wissen."

„Was?"

„Daß Sie O-Beine haben."

„Ich hätte O-Beine? Ich soll O-Beine haben? Sie sind nicht bei Trost."

„Sie bilden sich doch nicht etwa ein, Sie hätten keine O-Beine? Sie haben auffallende O-Beine. Ungeheuer auffallende O-Beine! Ich habe noch niemals so ausgesprochene O-Beine gesehen . . ."

„Hahahah . . . Sie sind gediegen. Sie können so bleiben. Ich habe O-Beine. Ich soll O-Beine haben! Großartig! Großartig!"

„Wenn auch nicht großartig, so doch ganz respektabel. Über Ihre O-Beine besteht gar kein Zweifel. Wenn Sie mir nicht Glauben schenken und selbst mangelhaft unterrichtet sind über Ihr Beinwerk, so fragen Sie den ersten besten Menschen, den wir treffen."

„Ich lasse es darauf ankommen."

Ein Mann taucht vor den beiden auf. Es ist der Studienrat Paul Brand, Professor der griechischen Sprache. Das X stürzt auf den Studienrat zu und weist mit dem Finger auf das zurückgebliebene O: „Sie, Herr Nachbar, sagen Sie: Hat der da hinten O-Beine oder nicht?"

Der Studienrat, in steter Bange vor Verulkungen, greift an seinen Hut und sagt: „Studienrat Brand!"

„Nein!" ruft das X. „Ob der da hinten O-Beine hat?"

„Mein Herr", erwidert der Professor gemessen, „mir scheint, Sie sind fehl am Orte, — mein Name ist Brand."

„Aber, Herr Nachbar, das will ich ja gar nicht wissen. Ich will bloß wissen, ob der da hinten O-Beine hat."

Das O ist indessen herangekommen. Es grunzt das X wütend an: „Wie kommen Sie mit Ihren X-Beinen überhaupt dazu, mir meine O-Beine vorzuwerfen, ja?"

„Ich habe festgestellt, daß Sie O-Beine haben. Vorgeworfen habe ich nichts. Aber Sie haben mich ausgelacht wegen meiner X-Beine."

Das Gespräch flutet zwischen dem X und O hin und zurück, und der Studienrat ist überflüssig. Er geht weiter und murmelt gewichtige Worte in seinen Vollbart.

„Wer hat überhaupt die Rede auf die Beine gebracht, Sie oder ich?" empört sich das X.

„Sie natürlich."

„So? — Und wer hat behauptet, ich hätte X-Beine? He?"

„Ja, haben Sie vielleicht keine X-Beine?"

„Freilich habe ich X-Beine, das weiß ich sehr wohl . . ."

„Ja, was wollen Sie denn dann überhaupt von mir?"

„Ich will gar nichts von Ihnen. Ich will bloß das eine: Sie sollen einsehen, daß ich, der ich mir meiner X-Beine bewußt bin, das Recht hätte, über Ihre O-Beine zu lachen — und zwar deshalb, weil ich imstande bin, auch über meine eigenen Beine, die, wie ich ganz bestimmt weiß, X-Form haben, zu lachen, obwohl ich eher darüber heulen möchte; aber das geht Sie nichts an, gar nichts, das mache ich mit mir ganz allein aus, das werden wir schon sehen. Verstanden? — Daß aber Sie nicht das Recht haben, meine X-Beine zu bespötteln, Sie nicht, wo Sie Ihre eigenen O-Beine nicht einmal eingestehen wollen . . ."

„Oho, oho!"

„Was denn, was haben Sie denn?"

„Ich will Ihnen was sagen: Sie sind ein ganz unverschämter Patron, Sie, und meine O-Beine, auf die bin ich stolz, die gehören mir ganz allein, verstehen Sie, die gehen Sie einen Schmarren an, und lachen tue ich, über was ich will, Sie x-beiniges Gestell, Sie!"

Der X-Beinige macht dem Gespräch ein jähes Ende, indem er dem O-Beinigen den Rücken kehrt und nach allen Seiten hin auseinander geht.



Bunte Chronik



* **Der zerstreute Dieb.** Der zerstreute Professor, der seit Jahrzehnten Stoff zu unzähligen Witzen liefern mußte, ist übertrumpft. Ein Gauner, der kürzlich die Wohnung des Chicagoer Bürgers Arthur Krüger mit seinem nächtlichen Besuch beehrte, hat ihn in den Schatten gestellt. Mit unendlicher Sorgfalt und Mühe kramte der leider unbekannt gebliebene Held alle Kisten und Kasten um und brachte Geld, Wertsachen und allerhand nützliche Kleinigkeiten im Wert von zehntausend Mark zusammen. Die ganze Beute steckte der anscheinend sehr ordnungsliebende Gauner fein säuberlich verschnürt in die Taschen seines alten Mantels. Schließlich muß ihm noch der schöne neue Frühjahrsmantel des Hausherrn ins Auge gefallen sein. Er überlegte wohl nicht lange, hängte seinen abgetragenen Überzieher an den Kleiderhaken und zog den anderen an. Dann verschwand er in Nacht und Nebel. Als Krüger nach Hause kam, entdeckte er zuerst die unangenehmen Spuren des nächtlichen Besuchs, dann den alten Mantel und schließlich in dessen Taschen die ganze vergessene Beute.

* **Der Weg der Kastanienblüte durch Europa.** Die Blütezeit der Roßkastanie verteilt sich, je nach dem Klima, in dem der Baum gedeiht, auf eine mehrere Wochen umfassende Zeitspanne. Nach den neuen phänologischen Berechnungen blüht die Kastanie normalerweise durchschnittlich in Portugal schon Anfang April, in Südtirol um die Aprilmitte und in Wien am 30. April. Im Mai erschließen sich die Kastanienblüten in den milderen Gegenden Mittel- und Norddeutschlands, in Siebenbürgen sowie in Südengland. In Karlskrona in Schweden bringt dagegen erst der Beginn des Juni die blühende Kastanie, und in Finnland gar erst die Juni-Mitte. Im allgemeinen kann man annehmen, daß sich mit jedem geographischen Breitegrad (das sind 111 Kilometer) der Eintritt der Blüte um ungefähr vier Tage verspätet. Die Höhenlage eines Gebietes bedingt eine Blüteverzögerung von drei bis vier Tagen, auf je 100 Meter Höhe gerechnet.

* **Spargelzucht in Flaschen.** Ziemlich einzig steht eine Spargelzuchtmethode da, die im französischen Departement Meuse üblich ist, wo man den Spargel in Weinflaschen zieht. Das Verfahren ist indes überaus einfach. Sobald die Spargelspitzen aus dem Boden kommen, wird über jede Spitze eine große dunkle Weinflasche gestülpt, und innerhalb der Flasche wächst nun der Spargel in die Höhe, bis er den Flaschenboden erreicht, krümmt sich dann wieder nach abwärts, und zuletzt ist die ganze Flasche voller dünner, ineinander verschlungener, aber sehr zarter Spargelstangen. Manchmal ist das Wachstum in diesen Flaschen so üppig, daß der Inhalt von nur zwei Flaschen eine gehäufte Schüssel der wohlschmeckendsten Spargel liefert.

* **Interessante Zahlen.** Ein gesunder Mensch — nicht ein nervöser — öffnet und schließt seine Augen, wie man berechnet hat, rund 8millionenmal in einem Jahre. Unser Herz schlägt normalerweise 70mal in der Minute, das ist 36 792 000mal in einem Jahre. Jeder Herzschlag pumpt 44 Gramm Blut, das sind täglich 4,435 Kilo, in einem Jahre 1751,825 Kilo oder rund 36 Zentner. Mithin hebt das Herz bei einer 70jährigen menschlichen Lebensdauer rund 2452 Zentner Gewicht. Gewiß eine ganz gewaltige Leistung für das kleine Herz und seinen bewunderungswürdigen Mechanismus.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg